

## Latein - der größte Abstand vom Affen

### Kognitive Linguistik und Grammatik: Eine neue Perspektive für den Sprachunterricht?

Grammatik sei niemals etwas Höheres, heißt es in Theodor Fontanes „Stechlin“. Bis heute gelten Satzbauregeln und Deklinationsreihen als mediokre Schulmeisterei, Stützkorsett für Konversation und Literatur, über das Leute von Geist kein Wort verlieren. In Wahrheit kann die Grammatik beträchtlichen intellektuellen Charme entfalten, stellt man sie nur ins rechte Licht. Das tut seit Jahrzehnten die kognitive Linguistik, indem sie die logischen, mentalen und neuronalen Grundlagen der Sprache immer gründlicher ausleuchtet. So zeigt sich, daß hinter der Fähigkeit, Wörter zu flektieren und zu Sätzen zu verknüpfen, ein geistiges Instrumentarium von außerordentlicher Raffinesse steht, über das keine andere Spezies verfügt. Wie Sprachstrukturen sich auf die Wahrnehmung und das Denken auswirken, warum Kinder solch komplizierte Regelsysteme schnell und mühelos erlernen, wie sich Computer sprachfähig machen lassen - das sind einige der Themen, die die moderne Sprachwissenschaft zu einem faszinierenden Feld machen. Daß ihre Erkenntnisse von der Öffentlichkeit selten wahrgenommen werden, hängt auch damit zusammen, daß sie in der Schule so gut wie gar nicht vorkommen.

Im gymnasialen Deutschunterricht fristet die Grammatik ein Schattendasein. Sie soll die Sprachkompetenz erhöhen, wird aber meistens nur als öder Formalismus gelehrt und gelernt, den Schüler und Lehrer am Ende der Mittelstufe freudig verabschieden. In der Oberstufe, die der angemessene Ort wäre, um psychologische oder philosophische Aspekte der Grammatik zu reflektieren, dominieren Literatur und Medienkunde. Daß die Linguistik hier bestenfalls ein Schattendasein fristet, ist auch die Langzeitfolge einer kurzen pädagogischen Scheinblüte, die ihr in den siebziger Jahren beschieden war. Damals wurde ein didaktisch kaum verdauter Theoriejargon dilettantisch in die Klassenzimmer verpflanzt: „Nominalphrasen“ und „Null-Morpheme“ hinterließen verwirrte Schüler und überforderte Lehrer.

Dieses Scheitern der Linguistik - das eigentlich eines der Pädagogik war - dient noch heute als Argument gegen eine stärkere Einbeziehung grammatisch-kognitiver Themen in den Unterricht. Den Neigungen vieler Deutschlehrer, die in der Linguistik bloß die häßliche Stiefschwester der schönen Literatur sehen und schon als Germanistikstudenten den sprachwissenschaftlichen Pflichtanteil nur unwillig absolvierten, kommt das entgegen.

Dem grammatikalischen Bildungsnotstand möchte der Didaktiker und Altphilologe Franz Peter Waiblinger von der Universität München abhelfen: Nicht als notwendiges Übel sollte die formale Seite der Sprache gelehrt werden, sondern als ein geistiges Abenteuer, das den Schülern eine Tür zur Psycholinguistik, zur Hirnforschung und zur Sprachphilosophie öffnet („Lateinunterricht in Bayern - Bilanz und Ausblick“, in: Peter Neukam, Bernard O'Connor: „Tradition und Zukunft“, Bayerischer Schulbuchverlag, München 2001). Den geeigneten Ort dafür sieht er jedoch nicht im Deutsch-, sondern im Lateinunterricht: Im Schlepptau von Accusativus cum infinitivo und Ablativus absolutus könnten die Schüler zu den mentalen und philosophischen Grundlagen der Sprache vorstoßen: Wie erzeugt das Gehirn Satzbaupläne? Warum gibt es Flexionsformen, die ein Einzelnes und eine unbestimmte Vielzahl anzeigen, aber keine Dreizahl oder Zehnzahl? Was besagt es über das Verhältnis von Sprache und Realität, daß die Personalendungen des Verbs das Geschlecht nicht kennzeichnen? Natürlich ließen sich solche anthropologischen Fragen auch im Deutsch-, Englisch- oder Französischunterricht abhandeln, da schließlich jede Sprache eine besondere Ausprägung der genetisch verankerten Universalgrammatik verkörpert. Aber während diese Fächer zugunsten der literarischen Bildung und der aktiven Sprachbeherrschung die Grammatik zur Randexistenz verurteilen, spielt sie als Fundament der Übersetzung anspruchsvoller Texte im Lateinunterricht eine zentrale Rolle. Warum also sollte man diese sprachanalytische Ausrichtung des Lateinunterrichts nicht als Chance einer weitergehenden Sprachbildung nutzen?

Als Chance auch für den Fortbestand eines Fachs, das wie kein anderes neben dem Griechischen unter Rechtfertigungsdruck steht, seit der Glanz der humanistischen Bildung verblaßt ist. Bismarck steht Waiblinger mit seinem Vorschlag allerdings allein auf weiter Flur. Ein Blick in die universitären Lehrpläne der klassischen Philologie zeigt auch, warum. Während die Linguistik in den neusprachlichen Philologien und damit auch in der Lehrerbildung schon vor Jahrzehnten als Teilfach verankert wurde - wenn auch mit geringem Effekt für die Schule -, ist sie in den altsprachlichen Fachbereichen überhaupt noch nicht angekommen. Eine gewisse Ausnahme bildet allenfalls die Sprachgeschichte: Hier stehen den Studenten der klassischen Philologie immerhin die Seminare der Indogermanistik offen. Übungen zur Grammatik sind zwar fester Bestandteil des Lateinstudiums, aber die künftigen Lehrer lernen sie dort nur als Mittel zum Zweck der Lektüre und Übersetzung kennen. Syntax ist Pflicht, Kür aber ist die kulturwissenschaftliche Interpretation. Daß dann auch im Lateinunterricht der Schule die Grammatik nur als Trittleiter, aber nicht als Ziel intellektueller Anstrengung präsentiert wird, kann kaum verwundern. Waiblinger hofft, mit Hilfe der Lehrerfortbildung einen Wechsel der Perspektive herbeiführen zu können. Bis die Lateinlehrer die „ancilla grammatica“ vom Aschenputtel zur Prinzessin erhöhen, dürfte aber noch einige Zeit vergehen. Ihr schulischer Bildungswert steht dem der Literatur, der höheren Mathematik oder der Molekularbiologie jedenfalls in nichts nach. Schon gar nicht, wenn man weiß, daß ausgerechnet die Grammatik zu den wenigen kognitiven Fähigkeiten gehört, durch die sich der Mensch nicht nur graduell, sondern prinzipiell vom Affen abhebt. Eigentlich ist gerade sie das „Höhere“.